

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3044

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3044



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 31. 1. 2021

Inhalt

Populäre Fortschritts-Dogmen sind keine Garantie für Unterrichtsqualität.....	2
29.1.2021 Hanspeter Amstutz	2
Guter Unterricht lebt vom Dialektischen.....	3
Journal 21, 15.1.2021, Carl Bossard	3
Unheilsbringer	6
Condorcet Bildungsperspektiven 19. Januar 2021, Gastbeitrag von Klaus Zierer.....	6
Studie zu Corona-Schulschließungen: Kinder haben "wenig oder nichts" gelernt	8
Der Spiegel 4.11.2020	8
Jugendliche in der digitalen Isolation.....	9
NZZ 22.1.2021, Schweiz, Andri Rostetter	9
Schliesst zuerst die Skigebiete	11
Tages-Anzeiger 20.1.2021, Meinungen, Kommentar Liliane Minor	11
Lehrer fürchten um ihre Gesundheit.....	12
Tages-Anzeiger 20.1.2021, Schweiz, Raphaela Birrer.....	12
Sind Wetziker Schüler zu schlecht erzogen?.....	13
Zürcher Oberländer, 25. 1. 2021, Fabienne Grimm	13
Einzig vernünftige Alternative sind Kleinklassen.....	14
Zürcher Oberländer 28.1.2021, Leserbrief	14
Baselland, immer wieder Baselland: Der Lehrplan wird entschlackt.....	15
Condorcet Bildungsperspektiven, 24. Januar 2021, von Alain Pichard	15
Sinn und Unsinn von Hausaufgaben.....	16
NZZ 25.1.2021, Meinung & Debatte, Leserbriefe zu «die Hausaufgaben werden je länger, je mehr zu Schulaufgaben» vom 14.1.2021	16



Populäre Fortschritts-Dogmen sind keine Garantie für Unterrichtsqualität

29.1.2021, Hanspeter Amstutz

Man würde meinen, das Ringen um beste Schulqualität stehe im Zentrum aller bildungspolitischen Bemühungen. Doch weit gefehlt. Zurzeit setzt sich die Bildungspolitik mehr mit der digitalen Ausstattung der Schulen auseinander als mit der Qualität des Unterrichtsgeschehens. Jedem Schüler sein Tablet! lautet die Devise. Dafür finden Bildungspolitiker in breiten Kreisen viel Beifall. Man ist bereit, viel Geld in die digitale Infrastruktur der Schulen zu investieren und hofft auf den Fortschritt.

Was genau mit den neuen Geräten passiert und welche Lernprogramme installiert werden, kümmert die meisten weniger. Dabei wäre kritisches Nachdenken angebracht, nachdem digital bestens ausgerüstete Primarschulen in den Niederlanden nach dem Corona-Fernunterricht von einem Lernstillstand sprechen. Zwar ist Fernunterricht nicht genau das Gleiche wie digitales Lernen im Rahmen des Präsenzunterrichts. Doch die Heilserwartungen ans selbsttätige Lernen mit Lernfilmen und Übungsprogrammen haben sich nicht erfüllt, wie der eindrückliche Bericht aus dem „Spiegel“ aufdeckt.

Verfehlt Heilserwartungen und gescheiterte Konzepte

In seinem Beitrag über den um sich greifenden Aktionismus bei der schulischen Digitalisierung rechnet Erziehungswissenschaftler Klaus Zierer mit den Heilserwartungen ans computerbasierte Lernen unmissverständlich ab. Corona hat bestätigt, dass Kinder in einer lebendigen Klassengemeinschaft weit mehr Lernfreude entwickeln als in den engen Strukturen eines individualisierten digitalen Unterrichts. Ergänzt werden diese Feststellungen durch einen lesenswerten Text aus der NZZ über Jugendliche in der digitalen Isolation.

Es ist bezeichnend, dass unsere Bildungspolitik immer wieder von Fortschritts-Dogmen beherrscht wird, die im täglichen Unterricht erheblichen Schaden anrichten. So galt das spielerische Dreisprachenkonzept in der Primarschule als Wundermittel für eine breite Fremdsprachenkompetenz. Nachdem sich die tollen Versprechungen nicht bewahrheitet haben und bei vielen Schülern sprachliche Mängel im Deutsch und Französisch immer offenkundiger werden, ist der Glanz des Frühlern-Dogmas weitgehend verblasst.

Nicht viel besser sieht es bei der angeblichen Überlegenheit von Selbstlern-Konzepten gegenüber der direkten Instruktion durch eine Lehrperson aus. Die Vorstellung, die meisten Schüler könnten sich dank ausgeklügelter Software im Rahmen eines Wochenplans grundlegende Kompetenzen schneller erwerben als beim gemeinsamen Lernen, ist als einseitiges didaktisches Konzept grandios gescheitert. Geradezu widersinnig dabei ist, dass aus der Degradierung der Pädagogen zu biedereren Lernbegleitern ein neues Dogma vom grossartigen Lerncoach entstanden ist.

Die Frage nach dem guten Unterricht bleibt zentral

Der im Zwischentitel genannte Kernauftrag ist zu bedeutend, um ihn Dogmatikern zu überlassen oder ganz einfach zu verdrängen. Wer aufschlussreiche Antworten zur Frage der Unterrichtsqualität sucht, wird im Beitrag von Carl Bossard voll auf seine Rechnung kommen. Der Autor hält nichts von einseitigen Konzepten, die der schulischen Realität gar nicht gerecht werden können. Er sieht vielmehr ein dialektisches Prinzip in der Pädagogik, das von Begriffspaaren wie Freiheit und Sicherheit geprägt ist.

So bewegt sich lebendiges Unterrichtsgeschehen täglich im Spannungsfeld zwischen Sicherheit und Freiheit. Schülerinnen und Schüler lernen im Werken zuerst die wichtigsten Holzverbindungen kennen und erwerben an einfachen Gegenständen handwerkliches



Können. Wer Jugendlichen aber ohne diese Vorkenntnisse gleich den Auftrag gibt, ein anspruchsvolles Möbelstück nach eigenen Vorstellungen zu kreieren, dürfte enttäuscht werden. Verfügen die Schüler jedoch über das nötige Rüstzeug, werden sie in realistischen Bahnen formschöne Gegenstände entwerfen und mit Erfolg herstellen.

Fortschrittliche Bildungspolitik rüttelt an unhaltbaren Dogmen

Beim dritten Schwerpunkt unseres Newsletters begeben wir uns direkt aufs politische Parkett. Mit seinem parteiübergreifenden Vorstoss im Wetziker Gemeinderat hat Timotheus Bruderer einige unbequeme Fragen zu den deutlich steigenden Kosten für Klassenassistenzen gestellt. Wie aus dem Bericht im Zürcher Oberländer hervorgeht, scheinen disziplinarische Schwierigkeiten zur Einstellung zusätzlicher Klassenassistenzen geführt zu haben. Der Postulant sieht erhebliche erzieherische Defizite bei gewissen Schülern und fragt den Stadtrat, ob nicht die Wiedereinführung einer speziellen Kleinklasse die Klassenlehrpersonen spürbar entlasten könnte.

Volle Unterstützung erhält der Postulant vom erfahrenen Sekundarlehrer Max Knöpfel, der in seinem Leserbrief im Zürcher Oberländer die Politiker auffordert, mit dem unhaltbaren Dogma von der Überlegenheit des integrativen Schulmodells aufzuräumen und endlich Kleinklassen wieder zuzulassen. Es ist zu hoffen, dass der Vorstoss in Wetzikon die ideologische Blockade löst und eine überzeugende Lösung gefunden wird.

Bildungspolitisch setzt auch die Baselbieter Lehrerschaft mit ihrer erfolgreichen Forderung nach einem einfacheren kantonalen Lehrplan einen wichtigen Markstein. Zurzeit wird der Baselbieter Lehrplan in Zusammenarbeit von Bildungsrat und Lehrerschaft systematisch entschlackt und neu gestaltet. Wie Alain Pichard in seinem Bericht schreibt, könnte das ermutigende Beispiel schon bald andernorts Schule machen. Wie wäre es mit dem Kanton Zürich?

Den Schlusspunkt macht ein Beitrag über Sinn und Unsinn von Hausaufgaben. Diese Diskussion wird wohl noch lange weitergehen.

Aus Platzgründen haben wir diesmal die Corona-Diskussionen nur am Rande in zwei Beiträgen gestreift. Damit wollen wir keineswegs das ausserordentliche Engagement der Lehr- und Betreuungspersonen negieren. Wir wissen, was zurzeit geleistet wird und danken den Pädagoginnen und Pädagogen für ihren unermüdlichen Einsatz.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünschen wir viel Vergnügen bei der Lektüre unseres Newsletters.

Guter Unterricht lebt vom Dialektischen

Journal 21, 15.1.2021, Carl Bossard

Das Pendel mag eine abgedroschene Metapher sein. Und doch hat es in der Pädagogik seine Bedeutung. Es zeigt Ausschläge und verweist auf zeitgeistige Aufgeregtheiten und didaktische Einseitigkeiten.

„Il nâsch“. So schrieb vor einiger Zeit ein junger Gymnasiast das Französisch-Sätzlein „il neige“ auf. Der Schüler wollte sich den Ausdruck einprägen; doch eine trendige Didaktik verbot das (Auf-)Schreiben. Die damalige Fremdsprachen-Methode setzte ganz auf das Audiovisuelle, auf Ton und Bild. Schriftliches blieb tabu. Das Einseitige mit dem Primat des Mündlichen benachteiligte bestimmte Lerntypen. Sie behelfen sich mit unbeholfenen Notizen. So gut es eben ging. Das Unterrichtskonzept ist in der Zwischenzeit zwar verschwunden, nicht aber der Degout vieler Schüler vor dem Französisch.



Pädagogische Einseitigkeiten

Das ist kein Einzelfall. Bekannt ist die Methode „Schreiben nach Gehör“, auch „Lesen durch Schreiben“ genannt. In die Schulen gebracht hat sie der Schweizer Reformpädagoge Jürgen Reichen. Sein Ziel: Das Buchstabenbüffeln beenden; die Kinder sollen sich die Schriftsprache selbst erarbeiten.¹ Mit Hilfe einer Buchstabentabelle schreiben sie so, wie sie die Wörter hören. Spontan und ohne fremde Hilfe. Auf diese Art verwandeln sie Sprache in Schrift. Fehler werden nicht korrigiert. Das demotiviere die Kinder, so Reichen. Auch explizites Üben untersagte er. Vielen blieb so der Weg zu einem korrekten Deutsch verwehrt. Nun verbieten verschiedene deutsche Bundesländer diese Methode. In der Schweiz hat der Kanton Aargau „Lesen durch Schreiben“ aus dem Lehrmittelkatalog gestrichen. Nidwalden stoppt diese Unterrichtsmethode ab der 2. Primarstufe.

Das pädagogische Pendel schwingt auf die eine, dann auf die andere Seite, sei es eher im methodischen Bereich, sei es mehr im pädagogischen Kontext. Ödes Pauken und freudloses Faktenlernen, wie es beispielsweise Hanno Buddenbrook unter dem preussischen Drillmeister „Direktor Doktor Wulicke“ erlebt hat², ist glücklicherweise verschwunden. Der Perpendikel schlug eher nach der entgegengesetzten Seite aus: Lernen soll primär „Spass“ machen.

Aktuelle Pendelausschläge

Das Pendel wird nie stillstehen; aktuelle Stichworte verdeutlichen es: „Vom Lehren zum Lernen“ wird postuliert oder „Beziehung statt Erziehung“ propagiert. Da ist „von der Instruktion zum selbstregulierten Arbeiten“ die Rede und „von Inhalten zu Kompetenzen“. Alle diese didaktischen Devisen und pädagogischen Postulate zielen auf ein Entweder-oder, auf einen Pendelschlag in diese oder in jene Richtung. Sie lassen nur das das Eine gelten, und dieses Eine wird hypemässig überhöht und verabsolutiert.

„Kompetenzorientiert statt wissensbasiert“, so hört man im Zusammenhang mit dem Lehrplan 21 vielfach und dazu den Hinweis: Wissen lasse sich googeln; entscheidend seien Kompetenzen. Dieser Slogan verkennt, dass es kein Können ohne grundlegendes Wissen im traditionellen Sinne geben kann; Wissen lässt sich nicht outsourcen. Das Schlagwort negiert, dass wirksame Lernprozesse aus einem Sowohl-als-auch entstehen, dass vermeintlich Gegensätzliches sich gegenseitig auch bedingt. Das erinnert an die prominenten Zwillinge Inhalt und Form. Zum guten Burgunder gehört auch ein Burgunderkelch.

Ein dialektisches Begriffspaar

Augenfällig wird das beispielsweise am Begriffspaar von Freiheit und Sicherheit. Die beiden Begriffe widersprechen sich – je nach Perspektive, aus der man argumentiert. Sie stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, und doch bedingen und ergänzen sie sich – ähnlich wie Yin und Yang. Jede Freiheit bedarf einer gewissen Sicherheit, eines Rahmens, innerhalb dessen sie sich bewegen kann. Und jede Sicherheit schafft auch Freiheit, weil sie einen Rahmen formt, innerhalb dessen man wieder frei sein kann.

Analog könnte man sagen: Junge Menschen sollen zur persönlichen Autonomie geführt werden, doch dazu brauchen sie auch Strukturen, die sie stützen, eine Art von Rahmen. Auf dem Weg zur Selbständigkeit benötigen viele Kinder ein stabiles Gelände; über gezielte Feedbacks vermittelt es ihnen Halt und Sicherheit. Impulsgeberin ist die vital präsente Lehrperson, verantwortlich ein anregendes und führendes Visavis.

¹ Jürgen Reichen (1988), *Lesen durch Schreiben. Wie Kinder selbstgesteuert lesen lernen. Heft 1. 3. Aufl.* Zürich: sabe Verlag.

² Thomas Mann, Hanno Buddenbrook, in: *Wo waren wir stehengeblieben...? Schulgeschichten.* Hrsg. Martin Gregor-Dellin (1969), Frankfurt am Main: Fischer Bücherei, S. 14.



Lernen als gezielt gesteuerter Prozess

Unverständlich bleibt darum, dass erfahrene Lehrpersonen den „Lerncoach“ und damit das „selbstregulierte Lernen“ ihrer Schüler ins alleinige Zentrum des Unterrichts rücken – und sich selber zum „Lernbegleiter“ degradieren.³ Kaum je wird bei diesem aktuellen Pendschlag die Frage gestellt, was beim „selbstregulierten Lernen“ denn reguliert werden sollte? Reguliert sich das Lernen selbst? Und wie begleitet man selbstreguliertes Lernen?

Die Antwort der Bildungswissenschaft ist unmissverständlich: Reguliert werden primär Lernprozesse. Lernen ist immer Aufbauen und Konsolidieren. Doch das können die wenigsten Kinder und Jugendlichen aus sich selbst heraus vollziehen. Notwendig ist ein engagiertes Gegenüber. Beim Lernen geht es um Verstehen, um Behalten oder Einprägen und dann um das Abrufen und das Weiterverarbeiten wie das Anwenden in neuen Kontexten – sei es Wissen oder Können. Das Lernergebnis dieser wichtigen Teilprozesse hängt von ihrer ganz spezifischen Interaktion ab.⁴ Es basiert auf Austausch und Korrektur. Einseitigkeiten führen nicht weiter; schulische Lernprozesse sind dialektische Vorgänge. Gesteuert werden sie von verantwortungsbewussten Lehrpersonen.

Einseitigkeiten sind unhaltbar

Guter und effizienter Unterricht erfordert darum eine angemessene Balance, einen dynamischen Mix aus verschiedenen Methoden und Formen. Mischwald sei besser als Monokultur, sagen die Fachleute.⁵ Besonders erfolgreich wirkt eine aktive Lehrperson mit einem lehrerzentrierten, aber ausgesprochen schülerorientierten und schüleraktivierenden Unterrichtsstil. Der renommierte Bildungsforscher John Hattie bezeichnet ihn als „Direkte Instruktion“.⁶ Sie hat nichts zu tun mit einem monotonen Frontalunterricht. Aus der Forschung wissen wir, dass Schüler, erst recht solche mit Lernschwierigkeiten und defizitären Sprachkompetenzen, unbedingt eine starke Struktur und klare Führung brauchen. Sie sind auf ein kognitives Gerüst und viele kurzschrittige Hilfen, Inputs und Feedbacks angewiesen. Das (unter-)stützt sie entscheidend.

Gutem Lernen hinderlich ist die Verabsolutierung einer bestimmten Unterrichtsmethode: Die Lehrerin nur als Lernbegleiterin oder Coach sehen, den Lehrer nur als Dozierenden, das lässt sich nicht legitimieren.

Die Farben der Schule sind die Zwischentöne

Als Verehrer der heiligen Dialectica sehe ich vieles in Spannungsfeldern. Ganz besonders im pädagogischen Alltag. Dazu gehört auch die Antinomie zwischen Instruktion und Konstruktion, zwischen dem lehrergelenkten Impuls-Geben und dem schülerzentrierten Selber-Tun. Es kommt mir vor, als müssten einige Pädagogen zuerst Hell und Dunkel erkennen und sich so bewusst werden, dass dies bloss zwei Pole sind. Dazwischen liegen unzählige Schattierungen. Vielleicht sind die Farben der Schule eben die Zwischentöne. Oder konkret formuliert: So viel Autonomie der Lernenden wie möglich, so viel Unterstützung und Hilfe durch die Lehrerinnen und Lehrer wie nötig.

³ In: *Bote der Urschweiz*, 07.01.2021, S. 10.

⁴ Gerhard Steiner (2020), *Selbstreguliertes Lernen – Voraussetzungen zu seiner Genese*, in: Damian Miller & Jürgen Oelkers (Hrsg.), *„Selbstgesteuertes Lernen“: Interdisziplinäre Kritik eines suggestiven Konzepts. Mit Nachbemerkungen zum Corona-Lockdown*. Basel/Weinheim: Beltz/Juventa, S. 131f.

⁵ Hilbert Meyer (2004). *Was ist guter Unterricht? 2., durchgesehene Auflage*. Berlin: Cornelsen Verlag Scriptor, S. 9.

⁶ John Hattie & Klaus Zierer (2017), *Kenne deinen Einfluss! „Visible Learning“ für die Unterrichtspraxis*. 2. Aufl. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 91f.



Unheilsbringer

Condorcet Bildungsperspektiven 19. Januar 2021, Gastbeitrag von Klaus Zierer

Die Corona-Krise hat die Schulen digitaler gemacht. Ist das allein schon ein Zeichen des Fortschritts? Mitnichten, denn dabei verkümmert der Ort der Bildung. Dieser Ansicht ist der Erziehungswissenschaftler Klaus Zierer.

Deutschland stemmt sich gegen die Pandemie und fährt sein öffentliches Leben herunter. Doch Großbetriebe dürfen weiterlaufen, die Schulen hingegen bleiben geschlossen. Dabei liegen nach neun Monaten pädagogischem Stotterbetrieb viele Karten auf dem Tisch, und trotz hoher finanzieller Anstrengungen muss man feststellen: Die meisten taugen nichts. Das Homeschooling hat nicht geklappt und es klappt bis heute nicht. Kinder und Jugendliche sehnen sich danach, in die Schule zu gehen – und freuen sich selbst auf schlechten Unterricht, Hauptsache Präsenz. Keiner lernt gerne allein zu Hause. Und egal wie die Videoplattform auch heißt: Beziehungen – das Bildungselixier schlechthin – lassen sich nicht auf Dauer digital pflegen, geschweige denn aufbauen. Vor diesem Hintergrund kann man deutsche Schlagzeilen zur Wirksamkeit von Homeschooling drehen und wenden, wie man möchte. Überzeugende Empirie kommt aus den Niederlanden, wo eine Forschergruppe die Effekte des Homeschoolings untersuchte und zu dem Ergebnis kam, dass alle Schüler weniger lernten, besonders wenig Kinder aus bildungsfernen Milieus.

Bildungsungerechtigkeit nimmt also zu, und Digitalisierung wird zu ihrem Treiber. Allein damit ist aber das ganze Ausmaß der Digitalisierung und ihrer Wirkung auf die Bildung noch nicht beschrieben. Denn Lernende hängen seit der Krise noch mehr an den Endgeräten – und nein, sie lernen dabei nicht immer. Meistens verschwenden sie ihre Zeit, daddeln herum, unterfordern sich kognitiv und schaden sich körperlich.

Eine Ifo-Studie hat diese Tendenz eindringlich offengelegt und davor gewarnt. Es ist nicht nur empirisch zweifelsfrei, sondern für den gesunden Menschenverstand nachvollziehbar: Wer immer weniger Zeit mit Lernen verbringt, wird weniger lernen. Die notwendige Selbständigkeit im Umgang mit digitalen Medien ist übrigens nicht eine Frage des Alters, sondern der Kompetenz.

Und in der Schule selbst? Das Ende der Kreidezeit ist längst da, und die Digitalisierung drängt immer weiter vor. Tafeln raus, Smartboards rein. Die nächsten Schritte sind auch schon beschlossen: Lernende bekommen ein Tablet, Lehrpersonen natürlich ebenso. Bei alledem wird man den Eindruck nicht los, dass ein gewisser Aktionismus herrscht nach dem Motto: Hauptsache, neuer Lack für den maroden Bildungstanker. Demgegenüber können viele Schüler bestätigen, was mit Forschungen belegt wurde: Digitale Technik allein verbessert den Unterricht nicht. Erst wenn sie pädagogisch sinnvoll in den Unterricht integriert ist, kann sie wirken.

Mehr Monotonie als je zuvor

Wenn nicht, nimmt Lernen sogar Schaden. Und so gibt es heute vielfach mehr Powerpoint, mehr Frontalunterricht, mehr Monotonie im Unterricht als jemals zuvor. Statt Feiern gibt es Filme, statt Diskussionen gibt es Erklärvideos und statt Sportfesten gibt es Robotik-Wettbewerbe.

Freude an der Schule entsteht so nicht, und es ist kein Wunder, dass die Motivation, in die Schule zu gehen, mit jedem weiteren Schuljahr abnimmt und erst zum Ende hin wieder steigt – wenn Licht am Ende des Tunnels sichtbar ist. Wenn man angesichts von mehr als 40-jähriger Forschung zum Einsatz von digitalen Medien und dem damit verbundenen Ergebnis, dass sie nicht von sich aus wirken, immer noch glauben kann, dass sie Bildungsrevolutionen auslösen oder in Krisenzeiten zum Heilsbringer avancieren, zeugt von pädagogischer Naivität. Vielleicht ist der Anspruch aber auch zu hoch. Sinnhaftigkeit



würde schon ausreichen oder zumindest Nützlichkeit. Wie machen wir uns also fit für die digitale Zukunft? Na klar: Programmieren, am besten schon im Kindergarten. Wer inhaltlich auf die Angebote blickt, wird ernüchtert sein – medienkritischer Tiefgang findet sich nur selten. Meistens wird gespielt. Selbst das langweiligste Gedicht bietet mehr Stoff zur Reflexion. Stattdessen noch mehr Sitzen vor den Endgeräten – was durch die aktuelle Lage noch verschärft wird. Wer Musik, Kunst und Sport in der Krise aufgibt und mit dem Etikett der Entbehrlichkeit versieht, der wird dem Bildungsauftrag nicht gerecht und reißt der Schule die Seele aus dem Leib.

Der Digitalisierungsschub in Folge der Corona-Krise hat zu einer Transformation von Schule geführt. Sie ist heute kein Bildungsort mehr, sondern zu einem Lernort verkümmert, an dem nur noch das unterrichtet wird, was ökonomisch von Interesse ist. Während also der musische Bereich stirbt, nimmt der ökonomisch interessante Bereich Fahrt auf. Kurz gesagt, es droht eine Bildungskatastrophe. Ein Umdenken ist unerlässlich.

Schule ist nicht nur Lernort, sondern Lebensraum. Dazu gehört der soziale Austausch und deswegen ganz besonders auch das soziale Lernen. Der wichtigste Grund für Schüler, in die Schule zu gehen, ist nicht das Lernen – es sind die Gleichaltrigen. Doch es ist nicht die Stunde der Anwälte der Kinder. Schon eher punktet man als Digitalisierungsguru, der viele Spiele kennt, aber nicht in die Augen von Kindern sehen kann, oder als stellvertretender Chefvirologe, wie so manch ein Verbandsfunktionär in der Vergangenheit aufgetreten ist – mediale Selbstbefriedigung statt Einsatz für das Wohl der Kinder.

Was also tun? Keine Zauberei, ein Blick zur Seite hilft. Denn es gibt selbst in der Krise Schulen, die überzeugen. Sie meistern die Distanz, nutzen Technik sinnvoll und immer mit Augenmaß, schaffen es sogar, Beziehungen zu pflegen. Das Geheimnis des Erfolges liegt nicht im Strukturellen, sondern in der Art und Weise, wie das Kollegium über Schule denkt: Das Denken bestimmt das Sein. In der Forschung wird von kollektiver Wirksamkeitserwartung gesprochen. Gelingt es einer Schule, eine gemeinsame Vision von Bildung zu entwickeln, Kriterien für Unterrichtsqualität zu bestimmen und als Richtschnur im Alltag zu nehmen, dann kann sie selbst in der Krise vieles bewirken.

Dabei steht im Zentrum dieses Denkens nicht die Frage: Haben wir ausreichend Tablets? Sondern die pädagogische Frage schlechthin: Wer ist der Mensch?

Ausweg Schulfernsehen?

Nun wird es dauern, bis alle Schulen sich auf diesen Weg gemacht haben. Bleibt also keine Alternative, als weiterhin durch die Krise zu stottern? Eine gibt es, die bereits in den Siebzigerjahren im Zug der Diskussionen um die damals befürchtete Bildungskatastrophe eingeführt wurde und institutionell verankert ist: das Schulfernsehen. Bei allem pädagogischen Bedenken gegenüber dem Fernsehen, in der Krise könnte es zum Heilsbringer werden. Viele Sender haben bereits Angebote, der entscheidende Schritt aber fehlt. Für jede Klassenstufe müsste vonseiten des Ministeriums ein Krisenstundenplan entwickelt werden, mit festen, verbindlichen, fokussierten und rhythmisierten Sendezeiten, die didaktisch auf höchstem Niveau sind. Lernende hätten so eine Struktur, Lehrpersonen eine Unterstützung, Eltern eine Entlastung. Eine Bildungskatastrophe könnte so zumindest abgefedert werden.

Wer aus pädagogischer Sicht erfolgreich durch die Krise kommen und vor allem auch aus der Krise lernen möchte, der muss für eine Rehumanisierung der Schulen eintreten. Technik allein verbessert nicht den Unterricht Haben wir genug Tablets? Ist das wirklich die entscheidende Frage?

Klaus Zierer ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.



Studie zu Corona-Schulschließungen: Kinder haben "wenig oder nichts" gelernt

Der Spiegel 4.11.2020

Ein ernüchterndes Fazit der Schulschließungen in den Niederlanden während der Corona-Krise haben drei Sozial- und Bildungswissenschaftler an der Universität Oxford gezogen. Trotz des Onlineunterrichts hätten die Schülerinnen und Schüler "wenig bis nichts" gelernt, heißt es in einer neuen Studie des Leverhulme Centre for Demographic Science.

Die Ergebnisse zeigten, "dass Onlineunterricht während des Lockdowns größtenteils ineffektiv war, selbst in einem Land, das für die Herausforderungen von Onlineunterricht gut gerüstet ist", schreiben die Autorinnen und Autoren. Dabei sei die Situation im niederländischen Bildungssystem deutlich besser als in vielen anderen Staaten und daher eigentlich ein "Best Case"-Szenario: Die Niederlande hätten eine der weltweit höchsten Internetzugangsraten, es gab im Frühjahr nur einen relativ kurzen Lockdown von acht Wochen, außerdem sei die erste Welle der Pandemie im Land relativ mild verlaufen.

"Trotz dieser guten Voraussetzungen gingen die Fortschritte der Schüler erheblich zurück, was auf noch größere Verluste in Ländern hindeutet, die weniger gut auf die Herausforderungen von Onlineunterricht vorbereitet sind", heißt es in der Auswertung. Die wichtigsten Ergebnisse:

- Bei den Kindern und Jugendlichen lag der Lernfortschritt **durchschnittlich 20 Prozent unter** dem erwarteten Wert – das entsprach der Zeit, in der die Schulen keinen Präsenzunterricht anbieten konnten. "Mit anderen Worten haben die Schüler beim Lernen von zu Hause aus kaum oder gar keine Fortschritte gemacht", sagt Co-Autor Per Engzell.
- **Soziale und ökonomische Faktoren** wirken sich verschärfend aus: "Für Kinder aus benachteiligten Verhältnissen waren die Auswirkungen noch verheerender", so die Forscher. Hatten die Eltern keine Hochschulausbildung, war der Verlust an Wissen um bis zu 50 Prozent stärker als bei Kindern aus Akademikerfamilien.

Die Forscher hatten für die Studie die Testergebnisse von rund 350.000 niederländischen Schülerinnen und Schülern im Alter von sieben bis elf Jahren genutzt. Zweimal pro Jahr gibt es in den Niederlanden zentrale Leistungstests; die Erhebungen fanden im Januar/Februar und im Mai/Juni 2020 statt. Die aktuellen Daten von vor und nach den Schulschließungen wurden außerdem mit Ergebnissen früherer Schülerjahrgänge verglichen.

"Besonders besorgniserregend"

"Die Ergebnisse der Studie sind besonders besorgniserregend, da die Niederlande so viele Dinge richtig gemacht haben", sagt Mitautor Arun Frey: Lehrer und Schulbeamte hätten "enorme Anstrengungen unternommen und die Regierung hat sogar Laptops für alle Kinder gekauft, die einen benötigen". Trotzdem bestätigten die Ergebnisse des Onlineunterrichts "viele der schlimmsten Befürchtungen, die Pädagogen anfangs des ersten Lockdowns hatten".

Noch allerdings, schränken die Forscher ein, sei unklar, ob es sich bei den gemessenen Wissenslücken um ein dauerhaftes Problem oder nur um einen vorübergehenden Rückschlag handle. Klar sei aber, "dass kleine Verluste mit der Zeit zu großen Nachteilen führen können, wenn keine geeigneten Maßnahmen ergriffen werden", sagt Autor Mark Verhagen.

Auch das Münchner Ifo-Institut hatte in einer Untersuchung bereits vor Einkommensverlusten im Erwerbsleben bei Schülern und Schülerinnen gewarnt, deren Schulen in der



Coronakrise lange geschlossen waren. "Geht etwa ein Drittel eines Schuljahres verloren, so geht dies über das gesamte Berufsleben gerechnet im Durchschnitt mit rund drei bis vier Prozent geringerem Erwerbseinkommen einher", prognostiziert Ludger Wößmann, Leiter des Ifo Zentrums für Bildungsökonomik. Nach Uno-Schätzungen sind weltweit rund 95 Prozent der Schülerinnen und Schüler von Schulschließungen betroffen. Die Coronakrise hat damit zur größten Bildungsunterbrechung in der Geschichte geführt.

Jugendliche in der digitalen Isolation

NZZ 22.1.2021, Schweiz, Andri Rostetter

Wegen der Pandemie konsumieren Junge viel mehr Online-Medien, was ihrer Psyche schaden kann – Schulen tragen Mitverantwortung

Wenn es in dieser Pandemie einen Konsens gab, dann diesen: Schulschliessungen müssen um jeden Preis vermieden werden. Am Mittwoch bekräftigte der Bundesrat diese Haltung, nachdem die kantonalen Erziehungsdirektoren und die Corona-Task-Force dringend von einer zweiten Schulschliessung abgeraten hatten. Vom Tisch ist die Massnahme aber nicht. Der Kanton Aargau schickt per 25. Januar alle Mittel- und Berufsschüler in den Fernunterricht. Breiten sich die neuen Virusvarianten weiter aus, könnte in Sekundar-, Gymnasial- und Berufsschulen landesweit Fernunterricht verordnet werden. Die Primarschüler und Kindergärtler soll es nur im äussersten Notfall treffen. Denn seit der nationalen Schliessung der Schulen im Frühling gilt das Credo, dass die negativen Folgen für Kinder auf dieser Stufe am stärksten sind. Bis jetzt bleibt indes nur beschränkt nachvollziehbar, warum die älteren Schüler von den Schliessungen weniger betroffen sein sollen.

Gleichaltrige sind wichtig

«Wir unterschätzen, dass Jugendliche ohnehin in einer schwierigen Phase ihres Lebens sind – auch ohne Pandemie», sagt Stefanie Schmidt, Assistenzprofessorin für klinische Kinder- und Jugendpsychologie an der Universität Bern. Für Schmidt ist klar: «Das ganze Ausmass werden wir erst überblicken, wenn die Pandemie vorüber ist.»

Dass Schulschliessungen nicht spurlos an den Jugendlichen vorübergehen, zeigt sich allerdings schon jetzt. Schmidt beobachtet deutlich mehr Fälle von Ängstlichkeit, depressiven Zuständen und anderen psychischen Problemen. «Jugendliche weinen mittlerweile gleich viel wie Kinder im Vorschulalter», sagt sie. Ein erheblicher Stressfaktor sei der Verlust des Kontakts zu Gleichaltrigen. «Jugendliche sind angewiesen auf diesen Austausch, die Gespräche, die gegenseitige Bestätigung und Unterstützung.»

Gleichzeitig habe die Zeit, die Jugendliche vor dem Bildschirm verbringen, merklich zugenommen. Die James-Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), die im April 2020 durchgeführt wurde, zeichnet ein klares Bild: Ein Drittel aller 12- bis 19-Jährigen in der Schweiz besitzt ein eigenes Abo, um Filme und Serien oder Musik zu streamen. 90 Prozent der Jugendlichen haben ein Konto bei Instagram oder Snapchat, über vier Fünftel nutzen diese Plattformen mehrmals pro Woche. 99 Prozent verfügen über ein eigenes Smartphone, das sie im Schnitt 3 Stunden und 47 Minuten pro Wochentag nutzen – am Wochenende sind es über 5 Stunden.

«Viele digitale Medienangebote sind <addictive by design>: Sie sind durch Nudging so aufgebaut, dass die Nutzerinnen und Nutzer fast nicht mehr abschalten können und Ängste entwickeln, etwas zu verpassen, wenn sie offline sind», sagt Daniel Süss, Professor für Medienpsychologie an der ZHAW und Mediensozialisation und -kompetenz an der



Universität Zürich als Co-Leiter der James-Studie. Es liegt also nicht in erster Linie an den Jugendlichen, wenn sie nicht mehr von Tiktok, Fortnite, Netflix und Co. wegkommen – sie haben schlicht nur eine beschränkte Macht über ihr eigenes Nutzungsverhalten, wenn sie nicht über hohe Medienkompetenz, Selbstreflexion und -disziplin verfügen.

Wie sich Schulschliessungen auf die Mediennutzung auswirken, zeigt ein Blick ins Ausland. In der «New York Times» berichten Suchtexperten von einem alarmierenden Anstieg der Mediennutzung von Jugendlichen weltweit, der nach der Pandemie in einen «epischen Entzug» münden werde. 14-Jährige, die vor dem Lockdown ein normales Leben geführt hätten, sässen heute bis zu 40 Stunden pro Woche vor ihrer Xbox. In Deutschland verbrachten die Jugendlichen im Corona-Frühling 2020 werktags im Durchschnitt knapp 140 Minuten mit Computerspielen, wie die Längsschnittstudie der deutschen Krankenkasse DAK zeigt. Im Vergleich zum Herbst 2019 entspricht das einem Anstieg von 75 Prozent. Die Nutzung von Social Media stieg im gleichen Zeitraum um 66 Prozent. Für die Schweiz existieren abgesehen von der James-Studie noch keine vergleichbaren Daten, die Zahlen dürften sich aber etwa im gleichen Rahmen bewegen.

In geschönter Welt unterwegs

«Für die Jugendlichen wird es ein langer Weg zurück in die Normalität sein», sagt die Psychologieprofessorin Schmidt. Es sei zwar wichtig, dass sich die Jugendlichen während der Pandemie online austauschten. «Der Verlust der Kontakte lässt sich durch Social Media aber nur teilweise kompensieren. Im echten Leben funktioniert es eben doch ganz anders.» Von Social Media seien die Jugendlichen schnelle Likes und kurze, oft positive Nachrichten gewohnt. «Es ist eine geschönte Welt mit wenig Raum für negative Erlebnisse und psychische Probleme.»

Die Zeit, die Jugendliche mit Medien verbringen, sei allerdings noch kein abschliessender Indikator für problematisches Verhalten, sagt Cédric Stortz, Projektleiter beim Fachverband Sucht. «Die Frage ist, ob die Kontrolle über das eigene Verhalten noch da ist.» Wenn ein Jugendlicher nach wie vor seine Freunde treffe, Sport treibe und andere Hobbys habe, könne auch ein hoher Medienkonsum unproblematisch sein. Dafür sei bei Jugendlichen, die einen hohen Medienkonsum zeigten, sich aber von der Aussenwelt abkapselten, erhöhte Aufmerksamkeit geboten. Das Stereotyp des männlichen Jugendlichen, der seine Zeit mit Computergames verbringt, verstelle allerdings den Blick auf andere Risikogruppen. «Bei Mädchen geht es viel länger, bis man von einem problematischen Instagram-Konsum spricht.» Das zeige sich auch in der Politik der Weltgesundheitsorganisation (WHO). «Seit 2019 führt sie die Computerspielsucht (gaming disorder) als international anerkannte Krankheit. Von einer Social-Media-Sucht ist bis heute dagegen nirgends die Rede.» Eine grosse Schwierigkeit zeige sich auch bei der Vorbildfunktion der Eltern, sagt Stortz. «Sie arbeiten den ganzen Tag am Bildschirm, schauen abends Netflix und sagen gleichzeitig den Kindern, dass sie nicht so viel gamen sollen.»

Der deutsche Kinderpsychiater Karl Heinz Brisch hat den Satz «Bindung kommt vor Bildung» geprägt. Gemeint ist damit, dass Kinder und Jugendliche erst dann lernen können, wenn sie sich emotional sicher fühlen. Das bedeutet, dass sie eine sichere Bindung zur Lehrperson aufbauen müssen, bevor sie Lernstoff aufnehmen können. Der Fernunterricht erschwert nicht nur diese Bindung, er wirkt sich auch auf die Motivation aus – gemeinsames Lernen wirkt ansteckend. «Jugendliche gehen vor allem wegen des sozialen Austauschs gern in die Schule», sagt der Medienpsychologe Süss. Die Vorstellung, dass man in Zukunft grosse Teile der Schule als Fernunterricht gestalten kann, sei ein Trugschluss. «Es braucht die anregende räumliche und soziale Umgebung zum Lernen. Gute Schule ist mit allen Sinnen verbunden, der Fernunterricht am Laptop reduziert sie auf das Audiovisuelle.»

Neu ist das Problem nicht. Laut der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2017 zeigen



11,2 Prozent der 15- bis 24-Jährigen eine problematische Internetnutzung – keine andere Altersgruppe ist stärker betroffen. Die HBSC-Studie 2018 der Stiftung Sucht Schweiz kam zu dem Resultat, dass ein Viertel der 15-Jährigen Social Media zur Flucht vor Ängsten und Stress nutzt. Die Corona-Krise und die sozialen und wirtschaftlichen Folgen begünstigten diesen Trend, schreibt Sucht Schweiz.

Fernunterricht problematisch

Olivier Steiner, Dozent an der Fachhochschule Nordwestschweiz, sieht im Fernunterricht insbesondere für sozioökonomisch benachteiligte Jugendliche ein Problem. «Sie sind am stärksten gefährdet, im Fernunterricht den Anschluss zu verlieren, weil sie zum Teil schlechtere technische Voraussetzungen oder bereits ein problematisches Nutzungsverhalten haben. Statt dem Unterricht zu folgen, spielen sie jetzt erst recht Fortnite.»

Er wundere sich, dass die Schulen nach der ersten Schliessung im Frühling 2020 so wenig unternommen hätten, um dafür zu sorgen, dass gerade schwächere Schüler im Fernunterricht nicht abgehängt würden, sagt Steiner. «Es fehlte eine konsistente Digitalstrategie, die mit Medienpädagogik und Schulsozialarbeit abgestimmt ist.» Die Pandemie habe zwar längst überfällige Entwicklungen beschleunigt, etwa in Bezug auf neue Lernformen wie Blended Learning (die Kombination von Präsenzveranstaltungen und E-Learning). Aber jetzt verharrten die Schulen wieder in der Warteposition. Steiner zeigt sich überzeugt: Eine zweite längere Schulschliessung wird das Gefährdungspotenzial weiter steigern. «Die Kosten dafür wird die gesamte Gesellschaft tragen – in Form von mehr Schülern, die den Berufseinstieg verpassen und in der Arbeitslosigkeit und der Sozialhilfe landen.»

Schliesst zuerst die Skigebiete

Tages-Anzeiger 20.1.2021, Meinungen, Kommentar Liliane Minor

Plötzlich werden reihenweise Schulen geschlossen. Das allein ist aber kein Argument, um überall auf Fernunterricht umzustellen.

Das mutierte Coronavirus hat immer mehr Auswirkungen auf die Schule: Kilchberg schickt ein ganzes Schulhaus in Quarantäne, Volketswil bläst zum Massentest aller Kinder und Schulangestellten, mehrere Berufsschulen haben auf Fernunterricht umgestellt.

Da liegt die Frage nahe: Wäre es nicht klüger, alle Schülerinnen und Schüler wie im Frühling online zu unterrichten? Die Antwort ist nicht so klar, wie sie scheinen mag.

Sicher, es gibt eine Reihe von Argumenten für Schulschliessungen. So hat eine Studie der ETH gezeigt, dass die allgemeine Mobilität und damit die Ansteckungsgefahr um über ein Fünftel sinken, wenn Schulen geschlossen werden. Studien aus anderen Ländern kommen zu einem ähnlichen Schluss.

Auch gibt es Hinweise, dass Primarlehrerinnen und -lehrer ein doppelt so hohes Risiko haben, sich mit dem Coronavirus zu infizieren, wie die übrige Bevölkerung. Und schliesslich kann man argumentieren, im Gegensatz zum Frühjahr hätten Lehrpersonen, Kinder und Eltern inzwischen Erfahrung im Fernunterricht.

Doch es sind genau diese Erfahrungen, die gegen eine überstürzte Umstellung sprechen. Die pädagogischen Nachteile sind gewaltig. Vor allem schwache Kinder und Jugendlichen lernen daheim kaum mehr etwas. Auch das ist erwiesen.

Und im Gegensatz zum Verlust, den ein geschlossenes Geschäft erleidet, lässt sich der Lernrückstand nicht einfach mit Hilfszahlungen wettmachen. Hinzu kommen soziale



Risiken: mehr psychische Probleme, mehr häusliche Gewalt.

Wer also Schulen schliessen will, muss sich gut überlegen, warum. Ist bloss die Quarantäne mühsam? Das reicht als Argument nicht, die Nachteile sind zu gross. Sollen die Lehrpersonen geschützt werden? Das liesse sich auch mit kostenlosen FFP2-Masken erreichen. Oder will man die Ansteckungszahlen generell rapid senken? Das wäre ein zulässiger Grund. Aber dann müssten auch Skigebiete, Baumärkte und Take-aways schliessen.

Lehrer fürchten um ihre Gesundheit

Tages-Anzeiger 20.1.2021, Schweiz, Raphaela Birrer

Virusmutation in Schulen • Zahlreiche Klassen sind in Quarantäne. Jetzt richten sich die Lehrer an den Bundesrat.

Frauenfeld: 100 Schüler in Quarantäne. Volketswil: Massentests für 500 Schüler, Maskenpflicht ab der vierten Klasse. Baselland: Maskenpflicht ab 10 Jahren. Tessin: Fernunterricht für eine ganze Mittelschule. Cham: Eltern, Lehrer und Schüler zweier Klassen in Quarantäne. Und so weiter.

In immer kürzeren Abständen melden Schweizer Schulen neue Corona-Fälle. Es handelt sich auch um Ansteckungen mit der mutierten Variante B.1.1.7. Mit rigorosen Massnahmen soll verhindert werden, dass sich das Infektionsgeschehen in die Schulen verlagert.

Mit der Virusmutation steigt auch die Angst in der Lehrerschaft. In einem öffentlichen Aufruf fordert sie ihre Arbeitgeber auf, ihre Gesundheit besser zu schützen. Kantone und Gemeinden müssten «dringend strengere und koordinierte Massnahmen» ergreifen. Es sei nicht nachvollziehbar, dass die Lehrer weiterhin täglich in einem Raum mit über 20 Personen arbeiten müssten, während der Bundesrat eine Homeoffice-Pflicht und eine Fünf-Personen-Grenze für private Treffen verfügt habe, heisst es im Schreiben der nationalen Dachverbände LCH und SER.

Weil die Lehrer eine «systemrelevante und besonders exponierte Berufsgruppe» seien, wollen die Verbände Gratis-FFP2-Masken, prioritären Impfschutz, regelmässige Corona-Tests in den Schulhäusern, bessere Raumlufkonzepte und weniger Kontakte. Der letzte Punkt ist brisant: Bislang hatten sich die Lehrerinnen gegen Schulschliessungen ausgesprochen, weil beim Lockdown im Frühling viele Kinder abgehängt wurden.

Das letzte Mittel

Wegen der Virusmutation hat die Lehrerschaft ihre Meinung aber geändert: «Bei einer weiteren Verschlechterung der Lage müssen Massnahmen wie Fernunterricht in Betracht gezogen werden», schreiben die Verbände. Für jüngere Kinder sei dies aber das letzte Mittel und nur für einen begrenzten Zeitraum durchführbar.

Damit widersprechen die Lehrer auch den Schulleitern. Deren Verband hatte am Wochenende betont, dass zurzeit nicht mehr Kinder krank seien als vor einem Jahr, als das Coronavirus die Schweiz noch nicht erreicht hatte. Weil Kinder keine Treiber der Pandemie seien, müsse der Unterricht «nicht vorseilend nach Hause verlegt werden». «Es darf nicht sein, dass Kinder instrumentalisiert werden, um die Mobilität der Eltern einzuschränken», sagt Verbandspräsident Thomas Minder. Die Schulleitenden seien vorbereitet, um mit Quarantänen und Klassenschliessungen «passend zu reagieren».

Das Schreiben der Lehrer ist auch ein Appell an den Bundesrat - er müsse jetzt «klare Botschaften zum Gesundheitsschutz an den Schulen» senden. Dieser wird sich heute mit



der Situation der Schulen befassen. Grundlage ist ein Papier der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), in dem Handlungsoptionen aufgezeigt werden.

Das Eskalationsmodell sieht dem Vernehmen nach ein stufenweises Vorgehen vor. Weil ältere Schüler in der Regel eine weitere Anreise haben und selbstständiger sind, sollen in absteigender Reihenfolge die Berufsschulen, die Gymnasien und die Oberstufen auf Fernunterricht umstellen, wenn es die Situation erfordert. Primarschulen sollten so lange wie möglich vor Ort unterrichten. Das beurteilte auch der Bundesrat so. Inwiefern die neue Pandemiedynamik ihn zu einem Umdenken bringt, wird sich zeigen.

Sind Wetziker Schüler zu schlecht erzogen?

Zürcher Oberländer, 25. 1. 2021, Fabienne Grimm

Wetzikon • Der SVP-Gemeinderat Timotheus Bruderer hinterfragt die explodierenden Kosten für Klassenassistenzen. Der Stadtrat soll dem Problem auf den Grund gehen, fordert er in einem Vorstoss.

Ganze 18 zusätzliche Stunden pro Woche kommen in den Klassen 3a und 3b im Schulhaus Walenbach in Wetzikon Klassenassistenzen zum Einsatz. Eigentlich wäre diese Anzahl Stunden gemäss Reglement «Besondere Förderung der Schule Wetzikon» für die Betreuung von 360 Schülerinnen und Schülern vorgesehen. Wie dem Beschluss der Schulpflege vom 7. Juli 2020 zu entnehmen ist, sind die zusätzlichen Stunden notwendig, da sich der Jahrgang nur schwierig führen lässt. Grund dafür ist laut Protokoll der Schulpflege die Zusammensetzung der Klassen sowie das Verhalten einzelner Schüler. Nur mit dem zusätzlichen Ressourceneinsatz sei es möglich, «die Situation in der Klasse zu beruhigen».

Bricht in Wetziker Schulklassen also ohne Klassenassistenzen das Chaos aus? Das zumindest befürchtet der Wetziker Gemeinderat Timotheus Bruderer (SVP). Die Klassenassistenzen seien im Vergleich zur Schülerzahl überproportional angestiegen. Und mit ihnen die Kosten. Dieser Entwicklung will der SVP-Politiker nicht tatenlos zusehen. Deshalb hat er im Wetziker Parlament ein Postulat zum Thema eingereicht. «Durch das Postulat erhoffe ich mir vom Stadtrat eine saubere Auslegeordnung über die Ursachen», erklärt Bruderer. Nebst den tieferliegenden Gründen für die Überforderung des Lehrpersonals soll der Stadtrat über Alternativen zu den Klassenassistenzen aufklären.

Elterliche Verantwortung

Einen grossen Einfluss auf die Situation in Wetziker Schulklassen dürfte laut Bruderer die Erziehung im Elternhaus haben. Bereits während der Budgetdebatte Ende letzten Jahres sagte er: «Wetzikon hat ein Problem mit unerzogenen Kindern.» Dies könne daran liegen, dass in gewissen Haushalten der Erziehungspflicht bedingt oder gar nicht nachgekommen werde.

Doch für Bruderer ist klar: «Eine gute Erziehung bildet die Grundlage für erfolgreiche Pädagogik.» Es sei deshalb wichtig, den Eltern die Verantwortlichkeiten aufzuzeigen. Dabei gehe es nicht darum, überforderte Eltern im Regen stehen zu lassen: «Der Staat kann dort punktuell eingreifen und Hilfe anbieten, wo Eltern an ihr Limit geraten.»

Zurück zu Sonderklassen?

Von pauschalen Angeboten für die frühe Kindheit, die von der Stadt kostenfrei bereitgestellt werden, hält Bruderer wenig. «Diese nähren die Erwartungshaltung, dass die Schule Erziehungsaufgaben übernimmt.» Ausserdem würden so jene Eltern bestraft, die ihre



Erziehungspflicht wahrnehmen und mit ihren Steuergeldern für diejenigen aufkommen müssen, die es nicht tun. Kritisch sieht Bruderer auch das integrative Schulmodell, bei dem grundsätzlich von Sonderklassen abgesehen wird und alle Schüler in der Regelklasse unterrichtet werden: «Pädagogische Integration, wie sie in der Bildungspolitik propagiert wird, stellt unfaire und utopische Erwartungen an Lehrpersonen und führt zu Ausgrenzungen innerhalb der Regelklassen mit dem Resultat, dass alle verlieren.»

Die Folgen seien überforderte Lehrpersonen und frustrierte Schüler. «Unter solchen Umständen sehe ich in Sonderklassen, die dezidiert auf die Bedürfnisse der betroffenen Kinder zugeschnitten sind, einen Vorteil», sagt Bruderer.

«Klassenassistenzen grundsätzlich infrage zu stellen, ist nicht Ziel des Vorstosses», erklärt Timotheus Bruderer. Wenn es um die «temporäre Begleitung eines Kindes in pädagogischen Fragen» gehe, dann sei ihr Einsatz durchaus sinnvoll. «Auch für die akute Behandlung von Verhaltensauffälligkeiten können Klassenassistenzen wertvolle Unterstützung leisten.»

Verfehlt sei der Einsatz von Klassenassistenzen allerdings dann, wenn es um die langfristige Begleitung von verhaltensauffälligen Kindern geht. «Ein solcher Fall sollte schnell über die Lehrperson zu den Eltern gelangen und zu Hause gelöst werden», findet Bruderer. «Ausserdem sehen sich Klassenassistenzen für die Betreuung solcher Fälle nicht zuständig. Dies hat eine Umfrage der Pädagogischen Hochschule Zürich (PHZH) gezeigt.»

Parteien unterstützen Postulat

Konkrete Alternativen zum Einsatz von Klassenassistenzen möchte Bruderer nicht nennen: «Ich möchte nicht mit eigenen Ideen vorgreifen, sondern erst die Vorschläge des Stadtrats abwarten», sagt er. Das Parlament nehme seinen Auftrag unter anderem dadurch wahr, dass es auf Probleme hinweise oder den Finger auf den wunden Punkt lege.

Im Parlament hat das Postulat parteiübergreifend Unterstützung erhalten. Verschiedene Vertreter der FDP, CVP, GLP, FWL und AW haben den Vorstoss mitunterzeichnet. Timotheus Bruderer wird das Postulat heute im Parlament begründen. Danach hat der Stadtrat zwei Monate Zeit für eine Stellungnahme.

Einzig vernünftige Alternative sind Kleinklassen

Zürcher Oberländer 28.1.2021, Leserbrief

Zumindest an einzelnen Wetziker Schulklassen würden ohne den massiven Einsatz von Klassenassistenzen chaotische Zustände herrschen. Gemeinderat Timotheus Bruderer macht diese Entwicklung zurecht Sorgen. Mit einem entsprechenden Vorstoss im Parlament hat er den Stadtrat beauftragt, mittels einer „sauberen Auslegeordnung“ die Ursachen dieser Entwicklung aufzudecken (ZO/AvU vom 25. Januar).

Für Bruderers und anderer Mitunterzeichnender Ansinnen ist es höchste Zeit; dem ist nur zuzustimmen. Wetzikon ist kantonsweit beileibe kein Einzelfall. Auch andere Schulgemeinden sehen sich mit Kosten für Klassenassistenzen konfrontiert, die regelrecht aus dem Ruder zu laufen drohen. So hat im Dezember 2020 die Gemeindeversammlung von Wangen-Brüttisellen aus genau diesem Grund einer mehrprozentigen Steuerfusserhöhung für das laufende Jahr zustimmen müssen, um nur ein konkretes Beispiel zu nennen.

Ursachen für derartige Missstände an unserer Volksschule offenzulegen, ist das eine. Daraus die richtigen Lehren zu ziehen, ist etwas anderes. So sehr sich Klassenassistenten



zur Unterstützung einzelner Schülerinnen und Schüler anbieten können, so ungeeignet und auch pädagogisch nur unzureichend abgestützt ist dagegen ihr Einsatz bei der Betreuung verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher, zumal damit auch deren oft überforderten Eltern auch nicht wirklich geholfen ist. Was wäre aber der Weisheit letzter Schluss? Dringend angezeigt sind andere Massnahmen, die sich in der Vergangenheit gut bewährt haben: Als einzige, aber gleichzeitig vernünftigste Alternative bietet sich die Wiedereinführung von Kleinklassen an; Timotheus Bruderer favorisiert diese denn auch gegenüber dem aktuell fast bedingungslos geltenden integrativen Modell auf allen Volksschulstufen.

Jetzt ist die Politik mehr denn je gefordert, etwas zu verändern. Und das kann nur sie. Es ist folglich nur zu hoffen, dass endlich wieder Bewegung in eine Entwicklung kommt, der nicht nur aus finanziellen Erwägungen die Spitze zu brechen ist, sondern auch das Wohl all jener Schulkinder in den Vordergrund rückt, die sich in ihren Regelklassen anständig und respektvoll verhalten. Timotheus Bruderers Postulat muss deshalb nicht nur die Wetziker Exekutive, sondern alle beschäftigen, die am Erhalt einer guten Zürcher Volksschule interessiert sind, die diesen Namen auch künftig verdient.

Max Knöpfel, Pfäffikon ZH

Baselland, immer wieder Baselland: Der Lehrplan wird entschlackt

Condorcet Bildungsperspektiven, 24. Januar 2021, von Alain Pichard

Was eine effiziente und beharrliche Organisation (Starke Schule beider Basel), ein mutiger LehrerInnenverband (LVB), gescheite Köpfe (Hoffmann, Loretz, Schmutz oder von Wartburg), eine zuhörende Bildungsdirektorin (Monica Gschwind) und engagierte Lehrkräfte bewirken können, wenn sie zusammenarbeiten und kompromissbereit sind, zeigt sich derzeit wieder einmal im Kanton Baselland. Untenstehende Medienmitteilung erreichte uns letzte Woche.

Der auf das Schuljahr 2018/19 aufsteigend in Kraft gesetzte Baselbieter Lehrplan Volksschule der Sekundarstufe gilt seit Beginn als hochumstritten. Nicht zuletzt die Organisation «Starke Schule beider Basel» kritisiert schon lange die Fülle der 3500 Kompetenzbeschreibungen, die im Lehrplan festgehalten sind. Im Hinblick auf die definitive Einführung des Lehrplans per 2022/23 hat der Baselbieter Bildungsrat nun Arbeitsgruppen beauftragt, ihn zu vereinfachen, Wiederholungen zu eliminieren, Definitionen verständlicher zu formulieren, Inhalte zusammenzufassen und ihn gesamthaft zu ordnen. Eine neue Begleitgruppe soll zudem Schulleitungen und Lehrervertretungen besser einbinden. Ausschlaggebend war das Feedback von über 700 Sekundarlehrern zum Lehrplan, wie die Bildungsdirektion mitteilte.

Der Bildungsrat ist zuversichtlich, mit dem breiten Einbezug von Lehrpersonen und Schulleitungen auf das Schuljahr 2022/2023 einen hochwertigen und praxistauglichen definitiven Lehrplan Volksschule in Kraft setzen und damit den Bildungsauftrag zugunsten der Schülerinnen und Schüler relevant, stufenübergreifend abgestimmt und verständlich fassen zu können.



Sinn und Unsinn von Hausaufgaben

NZZ 25.1.2021, Meinung & Debatte, Leserbriefe zu «die Hausaufgaben werden je länger, je mehr zu Schulaufgaben» vom 14.1.2021

Kinder lernen und arbeiten in verschiedenen Tempi. Man kann die Schnellen warten lassen, bis die Langsamen aufgeholt haben. Machen Letztgenannte dies ausschliesslich in normalen Schulstunden, müssen die Schnellen in dieser Zeit anderweitig, z. B. mit Zusatzaufgaben, beschäftigt werden, um nicht gebremst zu werden. Die Langsamen können aber da wieder nicht mithalten, was einmal mehr zeigt: Man kann es drehen und biegen wie auch immer, eine komplette Chancengleichheit wird niemals erreicht. Auf diese Weise lassen sich zwar Hausaufgaben vermeiden, doch die schwächeren Kinder werden benachteiligt. Statt sich in einer nächsten Lektion mit neuem Stoff befassen zu können, müssen sie dann zuerst die Restanzen erledigen, während die Besseren in ihrem Allgemeinwissen flott vorankommen. Das befriedigt nicht. Die Hausaufgaben haben deshalb durchaus ihren Sinn; dank ihnen kann die Klasse auch bei eher individuellem Unterricht wieder einigermaßen gemeinsam weiterfahren. Selbstverständlich muss dabei jenen Kindern geholfen werden, welche zu Hause in für Schularbeiten ungeeigneten Verhältnissen leben. Wenn die Eltern ihrem Nachwuchs nicht wenn nötig beistehen können, sind unbedingt Aufgabenhilfen oder -stunden oder ähnliche Unterstützungsmöglichkeiten zu schaffen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Schaffen wir die Hausaufgaben ab, verlieren wir den ersten und nächstliegenden Prüfstein der Bildung: etwas mit dem Gelernten anfangen zu können. Das kann auch auf ganz spielerische Weise geschehen und mit Handeln verbunden sein. Etwa wenn Kinder Sätze zerlegen, indem sie Wörter ausschneiden und neu zusammensetzen. Gleiches gilt für den Umgang mit Mengen und Zahlen. Eine spielerische Seite hat auch das Sammeln, das mit Entdecken verbunden ist und zum Umweltunterricht gehört. Ich kenne kein Schulfach, dem nicht sinnvolle und echter Bildung verpflichtete Hausaufgaben abzugewinnen wären als Übungsfeld des Unterrichts abseits des Schulhauses. Hier werden vermittelter Stoff und erworbene Fertigkeiten in alltäglicher Umgebung, anderen Zusammenhängen und vor allem selbsttätig angewandt und erprobt: Es wird «etwas damit angefangen». Die Grundlagen dazu wurden in der Klasse gelegt und können dort bei Unsicherheit mit Nachfragen bei den Lehrpersonen geklärt werden. Sie stellen den Stand der Dinge überdies online dar, so dass Schülerinnen und Schüler auch ausserhalb der Präsenzzeit ihrer Lehrer darauf zurückgreifen können. So werden Schulkinder zur Aufgabenhilfe ihrer Eltern, wenn sie ihnen zu Hause anhand ihrer Unterrichtsgrundlagen den Schulstoff erklären. Das setzt natürlich voraus, dass er von fachkundigem Lehrpersonal entsprechend aufbereitet wurde und dass Eltern sich dafür interessieren. Abstruse Arbeitsblätter mit Produkten für den Papierkorb gehören nicht dazu.

Richard Ehrensperger, Bäretswil